

2001/1142

Y 31



AS/ 7563

- 108 -

21. - 35. Tool. -



Lichtstrahlen aus der Heidenwelt



Unsere Freunde und Feinde aus der afrikanischen Tierwelt

21

Unsere Freunde und
Feinde aus der
afrikanischen Tierwelt

von

P. Steiner

21.— 35. Tausend



Evang. Missionsverlag G. m. b. H. Stuttgart u. Basel

Basler-Mission - Deutscher Zweig e.V.
Stuttgart
7 Stuttgart-1, Vogelsangstr. 62
B i b l i o t h e k

Y31

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart

Unsere Freunde.

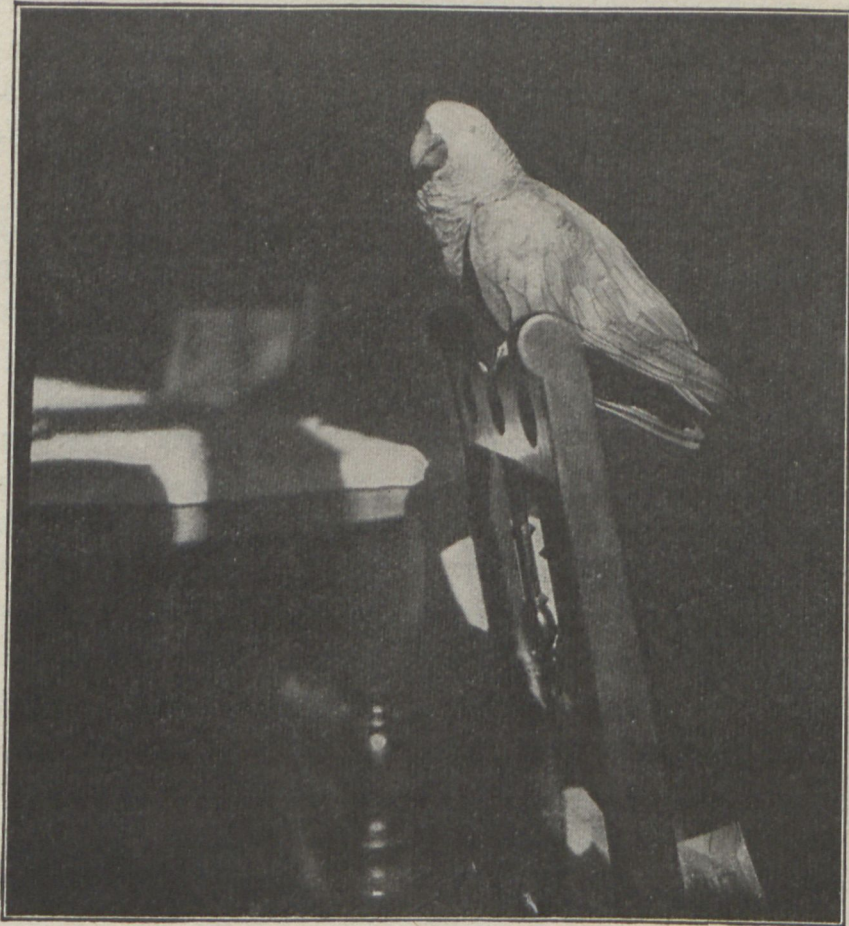
1. Polli, der Papagei.

Zu unsern Freunden in Westafrika gehörten auch allerlei Vertreter der Tierwelt. Und o! wie viel Freude und Unterhaltung haben sie uns gewährt in den Tagen, da uns das Fieber schüttelte oder das Klima uns lahmlegte! Wie viel Interessantes konnte man an den Tierlein beobachten!

Da war zunächst unser Polli, der graue, rotgeschwänzte Papagei. Er war uns schon in seinen jungen Lebenstagen zugekommen, nachdem er seinem Revier, dem grünen Gehege des Urwalds, entführt worden war. Furchtsam und scheu ließ er sich anfangs nicht anfassen, stieß kreischende Laute aus, sobald man ihm nahe kam, und wehrte sich tapfer mit seinem scharfen Hakenschnabel. Doch bald lernte er seine Pfleger kennen. Behaglich ließ er sich den Kopf krauen und hielt ihn von selbst dazu hin. Da wir keinen Käfig für ihn besaßen, hatte er volle Freiheit, sich auf der Veranda im oberen Stockwerk der Wohnung zu bewegen, und wenn er auch je einmal einen schwerfälligen Flug ins Freie unternahm, so gab er doch jedesmal durch ängstliches Gekreischn zu erkennen, wohin er geraten war. Als Nachtquartier diente ihm ein offenes Kistchen, das ich ihm an einem der Verandapfosten befestigt hatte und zu dem einige Sprossen hinaufführten. Von da beobachtete er aufmerksam alles, was um ihn her vorging. Hier lauschte er auf alle Töne und Laute, die an sein Ohr drangen. Da krächte und gackerte er bald wie das muntere Hühnervolk drunten im Hof, bald pfiff er wie die Negerbuben. Auch rief er ein kräftiges Hurra nach dem andern. Und wie verständig, ja mit Überlegung handelte das Tier! Wenn es sich abends in sein Kistchen zurückzog, zog es den kleinen Vorhang, der statt einer Thür vor der offenen Vorderseite des Kistchens hing, sorgfältig an sich heran, um sich sozusagen in den Stofflappen einzuwickeln und sich so gegen den Nachtwind zu schützen.

In manchen Fällen legte der Papagei eine geradezu überraschende Schlaueit und Berechnung an den Tag. So kamen

des Morgens während des Frühstücks öfters die beiden schwarzen Hausmädchen ganz entrüstet und beklagten sich, daß er sie ihre Arbeit nicht verrichten lasse. Sie hatten nämlich während dieser Zeit das Schlafzimmer aufzuräumen und dabei auch den Waschtisch zu besorgen. Der war ringsum mit einem losen Umhang



Auch ein Polli.

versehen. Diesen Umstand machte sich unser Polli zu nutz. In aller Stille und ungesehen schlich er von der Veranda aus durch die Hintertür ins Schlafzimmer und versteckte sich hinter den Umhang. Hier wartete er geduldig, bis die beiden Mädchen an den Waschtisch herantraten. Dabei gerieten ihre Zehen unter die Gardine. Auf diesen Moment hatte unser Polli gelauert. Mit aller Kraft schnappte er nach den bloßen Zehen und hieb mit seinem Schnabel darauf los. Erschreckt traten die Mädchen zurück.

Aber nun stürzte der Papagei hinter seinem Versteck hervor und verfolgte die flüchtenden Mädchen. Mit gespreizten Federn und offenen Flügeln stürmte er hinter ihnen drein, rief ihnen ein drohendes: „Du Spitzbub, du!“ zu und jagte sie aus dem Zimmer hinaus. War ihm diese Heldentat gelungen, so trippelte er befriedigt durch die Hintertür hinaus, oder er versteckte sich wieder hinter der Gardine. Natürlich ließen wir es nicht an einer Strafpredigt fehlen, die er sich aber nicht für lange zu Herzen nahm.

Nicht weniger Schlaueit bewies er, wenn er etwas Schlimmes angestellt hatte. In diesem Fall versteckte er sich irgendwo, denn er wußte, da gab es Schläge. So wußte Polli ganz genau, daß wir uns nach Tisch, während der größten Mittagshize, etwas zurückziehen pflegten. Diese Zeit benützte er, um seine losen Streiche auszuführen. Er machte sich da, je nachdem ihn die Lust ankam, an unsere schönen Heliotropbüsche, die in Kübeln auf der Veranda in Blüte standen, und nahm einen der stärksten Stengel in Angriff. Diesen bearbeitete er mit seinem starken Schnabel ringsum, bis er durchkerbt war und in sich zusammenknickte. War das Unheil geschehen, so schlug dem Papagei sozusagen das Gewissen, und sein Schuldbewußtsein ließ ihn einen entfernten Schlupfwinkel auffuchen. Kam dann eines von uns auf die Veranda und es war nirgends ein Polli zu entdecken, so wußte man sofort, daß er irgend ein Unheil angerichtet habe. Und richtig! Bei näherem Zusehen fand sich's, daß eines der Heliotropgewächse zerfäbelt am Boden lag. Vom Übeltäter aber war nichts zu sehen. Erst ganz allmählich und wie von ungefähr ließ sich unser Polli wieder blicken. Schüchtern saß er an irgend einer erhöhten Stelle. Wurde er von da heruntergeholt und an den Schauplatz seines Tuns geführt, bedroht und etwa auch geschlagen, so rief er bei jedem Schlag in der kläglichsten Weise: „Au, au!“ und fügte dem Wehruf auch noch hintendrein ein entrüstetes: „Du Spitzbub!“ hinzu. Für eine Weile merkte er sich das Verbot, bis er der Versuchung aufs neue erlag.

Mührend war sein Verhalten, wenn meine Frau am Fieber darniederlag. Da trippelte er eilfertig ins Schlafzimmer, kletterte am Bettpfosten in die Höhe, setzte sich am Kopfende auf den Bettrand, gab mitleidsvolle Töne von sich und kraute in zärtlicher Weise mit dem Schnabel das Kopfhaar seiner Herrin. So saß

er oft lange bei ihr und unterhielt sie mit seinem drolligen Geschwätz.

Mich besuchte er gern im Studierzimmer, während ich am Schreibtisch saß und arbeitete. Er kletterte dann an mir herauf, setzte sich mir auf die Schulter und sah mir aufmerksam beim Schreiben zu. Dabei schenkte er meinem Federhalter die größte Aufmerksamkeit. Sobald ich diesen einmal zufällig hinter das Ohr steckte, griff er zu, zog ihn mit dem Schnabel an sich oder hielt ihn zwischen den Krallen des einen Fußes, wobei er allerlei Bewegungen mit ihm machte, gleichsam als wolle er Schreibübungen in der Luft anstellen. Nur mit Mühe konnte ich ihm jedesmal meinen Federhalter wieder abnehmen.

Sehr feindselig stellte er sich zu unseren Tauben. Diese nisteten im Dachgebälk und tummelten sich zum großen Ärger Pollis ganz ungeniert auf unserer Veranda. Hier stand gewöhnlich ein offenes, flaches Körbchen mit Mais, aus dem sie eifrig pickten. Das war ja auch Pollis Lieblingsnahrung und diese gönnte er seinen geflügelten Vettern nicht. Sobald er das fröhliche Treiben sah und das Gurren der Tauben hörte, fuhr er wütend auf die harmlosen Gäste los. Dabei hatte er es besonders auf ihre Schwänze abgesehen. Die Federn flogen rechts und links, und trotz ihrer Übermacht mußten die Tauben das Feld räumen. Weil sie aber immer wieder versuchten, sich dem Korb zu nähern, bestieg Polli dessen Rand und bewachte mit Argusaugen den darin befindlichen Mais. Er tat dies mit solcher Ausdauer, daß er oft darüber einschlief. Diesen Moment benützten gewöhnlich die Tauben und schlichen sich zu neuer Attacke auf den Korb heran. Aus dem Schlaf auffahrend hieb dann der Papagei so wütend nach ihnen, daß der Korb das Übergewicht bekam und im Umfallen das Korn mitsamt dem Polli unter sich begrub. Mit dem ärgerlichen Ausruf: „Au, du Spitzbub!“ kroch er unter dem Korb hervor und jagte mit gespreizten Flügeln den davoneilenden Tauben nach.

Ein friedlicheres Bild bot das gemeinsame Mittagsmahl, zu dem sich Phylax, unser Hund, Anton, ein schwarzer Kater, und unser Polli einträchtig zusammensanden. Miteinander langten sie in die gleiche Schüssel, und wenn auch diese wegen ihres zum Teil flüssigen Inhalts für den Papagei keine Nahrung ent-

hielt, so wollte er doch wenigstens mit dabei sein. Dabei machte es ihm Spaß, den gierigen Kater Anton ab und zu ins Ohr zu zwacken.

Aber nicht nur, wenn Hund und Kaze ihre Mahlzeit hielten, wollte Polli dabei sein, er stellte sich auch regelmäßig beim Nachmittagskaffee ein. Da stand er bescheiden daneben und äugte zu mir auf; er hätte auch gern ein Bröcklein gehabt. Sobald er sah, daß ich ein solches für ihn zurecht machte, beugte er den Kopf zur Erde. Dann legte ich den Brocken auf seinen Kopf, wobei er ruhig wartete, bis ich ihm durch Zuruf erlaubte, zuzugreifen. Mit einer schnellen Bewegung warf er den Brocken in die Höhe und faßte ihn mit den Krallen seines linken Fußes, worauf er ihn, auf dem rechten Bein stehend, vergnügt verzehrte. Eigentümlich ist, daß die männlichen Papageien stets mit dem linken Fuß ihre Nahrung zum Schnabel führen, während die weiblichen es nur mit dem rechten tun. Selten fällt einer aus seiner Rolle.

Selbst zu einer kleinen Vorstellung ließ sich Polli herbei und wer weiß, wozu man ihn hätte anleiten können, wenn man Zeit und Mühe darangerückt hätte; denn er war überaus gelehrig, und alles Neue interessierte ihn aufs höchste. Legte man ihn auf den Rücken, was er sich ohne Sträuben gefallen ließ, und rief ihm zu: „Polli, tot!“ streckte er sich sofort hin, beugte den Kopf nach hinten und schloß die Augen. In dieser Lage verblieb er, bis man ihm zurief: „Polli, auf!“ Da schnellte er sich mit einem Ruck in die Höhe und stellte sich auf die Füße, wobei er gewöhnlich ein kräftiges Hurra ertönen ließ.

Am genialsten benahm sich Polli bei unserer Abreise von Afrika in die europäische Heimat, wohin er uns begleiten sollte. Für unsere Freunde und Verwandten daheim nahmen wir noch etliche junge Papageien mit. Für ihren Transport hatten wir eine solide Kiste herstellen lassen, die vorn offen und mit dünnen Eisenstäben vergittert war. In der Mitte des Raumes befand sich der Länge nach ein Stab, auf dem die Tiere sitzen und herumklettern konnten. Unser alter Polli sollte ebenfalls in der Kiste sein Unterkommen finden. Aber dagegen sträubte er sich mit aller Macht. Nur mit Gewalt konnte er hineingeschoben werden. Er hielt die junge Gesellschaft mit ihrem Piepen und Kreischen offenbar unter seiner Würde. Mit Verachtung und Ingrimm

blickte er von oben herab auf die junge Brut und hieb rechts und links mit seinem scharfen Schnabel auf sie ein. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihn von der ihm so unangenehmen Gesellschaft zu trennen. Wir ließen also eine Zwischenwand von Stäben anbringen und ihm ein besonderes, freilich sehr schmales Kabinett herstellen. Hier saß er nun während der dreiwöchigen Seefahrt Tag für Tag fast regungslos auf seinem Stab, ohne je auch nur einen Ton von sich zu geben, während er sonst nicht genug pfeifen und schwätzen konnte. Seine Gefährten nebenan würdigte er keines Blicks. Auch auf der Eisenbahnfahrt von Hamburg bis in die schlesische Heimat ließ ihn alles, was er da sah und hörte, teilnahmslos.

Endlich war man daheim und die jungen Papageien wurden aus dem Käfig herausgetan. Als der letzte den Käfig verlassen hatte, erhob plötzlich unser Polli nach mehr als vierwöchigem Schweigen seine Stimme und rief, wie im Gefühl einer großen Entlastung, so laut er konnte: „Hurra! Afrika hoch!“ Das Tier war plötzlich wie umgewandelt. Behend kletterte er aus seinem Kasten heraus, schlug mit den Flügeln, kam auf uns zu und bezeugte auf jede Art und Weise seine Freude über die Erlösung aus der ihm verhassten Nachbarschaft. Jetzt war ihm auch die Zunge wieder gelöst und er bezog aus freien Stücken sein bisheriges enges Quartier, obschon ihm nun der größere Raum im Käfig zur Verfügung stand. Sein Verhalten zu seinen Reisegefährten war um so auffallender, als sonst die Papageien die Gesellschaft lieben und in großen Gesellschaften zusammenleben.

In Europa erhielt Polli einen regelrechten Drahtkäfig, an dem er großes Wohlgefallen bezeigte; denn es war darin ein Reif angebracht, in dem er sich lustig schaukeln und schwingen konnte. Er hatte es auch bald weg. Geradezu überraschend war die Fertigkeit, mit der er alsbald die Käfigtür selbst öffnen und schließen lernte. Er beobachtete anfangs mit größter Aufmerksamkeit, wie wir die Sache machten, hierauf versuchte er es so lange, bis er das Kunststück weg hatte. Sorgfältig zog er jedesmal, wenn er in seinen Käfig ging, die Tür hinter sich zu und verschloß sie regelrecht.

Mit zärtlicher Stimme begrüßte er jeden Morgen meine Frau

mit den Worten: „Guten Morgen, Frau Klara! Guten Morgen!“ — Ebenso rief er mir den Gruß zu, nur daß er darin meinen Namen gebrauchte und die Stimme meiner Frau nachahmte. Er verwechselte dabei nie unsere beiden Vornamen und ließ auch diesen Morgengruß nie tagsüber hören. Bei all seinen Ausrufen pflegte er die Stimme je nach seiner Gefühlsstimmung und je nach dem Ausdruck, den er hineinlegen wollte, im Tonfall zu wechseln. Er wandte auch die Worte, die er sprach, stets sinngemäß an. Am häufigsten rief er aus voller Brust: „Afrika, hoch!“ Sprach man etwa in der Unterhaltung das Wort Afrika aus, so intonierte er sofort von irgend einer Ecke aus: „Hoch!“ als ob er unsern Satz vervollständigen müßte. Sehr komisch mutete es an, wenn er auf eine Anrede hin, den Kopf seitwärts geneigt, aufmerksam zuhörte und dann mit einem verständnisvollen, langgedehnten „So — ooo?“ antwortete.

Als wir nach unserer Rückkehr von Afrika in die Schweiz übersiedelten, ließen wir den Papagei als Frachtgut auf der Eisenbahn nachkommen. Für seine Fütterung sorgten unterwegs die Bahnbeamten in freundlicher Weise. Glücklicherweise langte er auch in Basel an und begrüßte uns hier mit unverhohlener Freude. Während seiner Eisenbahnfahrt hatte er sich sofort die Abgangspfeife angeeignet und belustigte damit alle Vorübergehenden, als er vom Bahnhof in unsere Wohnung befördert wurde. Auch hier war er bald heimisch, obschon es die europäischen Stadtverhältnisse mit sich brachten, daß er in seiner Freiheit sehr beschränkt war. Er war meist auf seinen Käfig angewiesen, doch durfte er, da er reinlich war, sich im Zimmer frei bewegen. Dabei hatte er aber das Unglück, daß er, als er eines Tages neben meiner, am Nähtisch arbeitenden Frau, auf dem offenen Fensterbrett saß, durch ein Straßengeräusch erschreckt wurde. Er flatterte auf und fiel — des Fliegens ungewohnt — vom zweiten Stockwerk hinunter aufs Straßenpflaster. Durch den Fall verletzte er sich nicht nur einen Flügel, sondern wahrscheinlich erlitt er auch einen inneren Schaden. Er war seitdem weniger lebhaft, bemühte sich aber, uns durch sein verständnisvolles, zutrauliches Wesen zu erfreuen. Immerhin lebte er noch mehrere Jahre, bis er eines Morgens zu unserem großen Leidwesen tot und starr im Käfig lag.

Unser Polli war ja wohl nur ein Papagei im grauen Gewand, aber wir trauerten lange um unsern treuen Freund aus dem afrikanischen Urwald.

2. Bayelo.

Bayelo heißt auf deutsch „Blattfresser“ und ist der Name einer gewissen Art Antilope. Die Sprache des Negers bewegt sich vielfach in anschaulichen Bildern, und so werden Dinge und Personen meist in Ausdrücken bezeichnet, die dem täglichen Leben oder irgend einer Charaktereigenschaft entnommen sind.

Ein solcher Bayelo wurde uns eines Tages von einem Neger zum Kauf angeboten. Meine Frau war von dem herzigen jungen Tier, das uns mit seinen dunklen Augen so treuherzig anblickte, ganz entzückt. Das Tierchen war auch gar nicht scheu. Fröhlich trippelte und schnupperte es um uns herum. Augenscheinlich war es hungrig und durstig, aber da es noch nicht entwöhnt war, konnte es nicht mit Gras und Laub ernährt werden. Doch meine Frau wußte sich zu helfen. Sie beschaffte schleunigst eine Saugflasche mit Gummipfropf und füllte sie mit kondensierter Milch, die mit etwas Wasser angerührt wurde. Dann schob sie dem Tierlein den Saugpfropf ins Maul, und mit großem Ungestüm, so daß die Flasche fast nicht zu halten war, zog das Tier und trank in vollen Zügen. Hierauf leate es sich auf eine Bettvorlage in unserem Schlafzimmer und fühlte sich äußerst behaglich.

Von da ab war die junge Antilope schier unzertrennlich von meiner Frau und folgte ihr auf Schritt und Tritt, gleichviel wo sie sich befand, sei es im Gehöft oder im Haus. Es währte auch nicht lange, so fing das Tier an zu äßen, und wir konnten es ihm selbst überlassen, sich sein Futter zu suchen. Dieses fand es zur Genüge im Gehöft, wo es auch sein Nachtlager an geschükster Stelle hatte. Es fühlte sich da so zu Hause, daß es sich wie ein Zicklein munter umhertummelte, uns aus der Hand fraß, unversehens die Treppe heraufsprang und durch die Zimmer trippelte.

Es gedieh zusehends, und wir hatten die größte Freude an dem zierlichen, zutraulichen Tier. Aber die Freude währte leider nicht lange. Eines Tages legte es sich, wie so oft, während der Mittagshize unter ein schattiges Gebüsch außerhalb des Hofes, um

zu schlafen. Hier scheint eine giftige Schlange, deren wir in unserer nächsten Umgebung nur zu viele hatten, das harmlose Tier überrascht und gebissen zu haben. Wir fanden es in Krämpfen am Boden liegen, die nach kurzem sein Ende herbeiführten. Betrübt schauten wir ihm in seine brechenden Augen.

3. Monkey, unser Affe.

Zu den drolligsten Tieren gehören bekanntlich die Affen; aber sie sind nicht jedermanns Freund, da sie nicht reinlich und oft recht heimtückisch sind. Der afrikanische Urwald beherbergt eine große Anzahl der verschiedensten Affenfamilien, und manche derselben, die sich in der Nähe von Ortschaften aufhalten und dort im grünen Waldgehege ihr munteres Wesen treiben, sind von den heidnischen Negern als heilig und unverleßlich geachtet, sei es, daß sie als Menschwerdung abgeschiedener Seelen oder als Halbmenschen betrachtet werden. Denn es geht unter den Negern die Sage, daß, nachdem Gott die Menschen erschaffen hatte, die Fetische (die zwischen Gott und den Menschen stehenden geistigen Wesen) ebenfalls einen solchen Schöpfungsakt vornehmen wollten. Aber es gelang ihnen nicht, denn es entstanden nur geschwänzte Wesen, nämlich Affen.

Es war eines Tages, daß meiner Frau ein Affe von mittlerer Größe als Geschenk überbracht wurde. Voll Zärtlichkeit schmiegte sich der behaarte Geselle sofort an seine Pflegerin, umschlang ihren Hals mit seinen Armen und rollte den langen Schwanz um ihre Taille. Er wurde ganz stürmisch in seiner Zärtlichkeit, und war dabei so eifersüchtig, daß er mich bei jedem Versuch, mich meiner Frau zu nähern, zornig angrinste, fauchte, mir die Mühe vom Kopf riß und mich zu beißen oder zu krassen suchte.

Bei der beweglichen Natur der Affen durfte man den Burschen natürlich nicht frei herumspringen lassen, denn in diesem Fall jagte er durch alle Zimmer und trieb allerlei Unfug. Mit Vorliebe holte er sich vom Küchenschränkchen Eier, klemmte sich je eines in die Achselhöhlen und trug eins in jeder Hand, während er auf den Hinterbeinen behend hinaushüpfte, um an einer geschützten Stelle die Eier aufzuschlagen und auszutrinken. Gerne suchte er auch das Studierzimmer heim und machte sich hier auf dem Schreibtisch zu schaffen: er leerte das Tintenfaß um, rollte

es hin und her, oder zog mit den Zähnen den Pfropf aus der Tintenflasche und entleerte sie ihres Inhalts. Überall griff er zu, verschleppte alles mögliche und unmögliche, zerriß wichtige Papiere usw. Ja, er holte sich wohl auch den Feldstecher und beschaute sich die Welt. Wie ein Windspiel war er überall und



Affen.

nirgends, bald hier, bald dort, bald oben, bald unten und nirgends zu greifen. Mit seinen Poffen alarmierte er oft das ganze Haus.

Natürlich konnten wir unsern Monkey so nicht schalten und walten lassen, und wir legten ihm einen leichten Gürtel mit einer langen Schnur an und befestigten deren Ende an einem Galeriepfosten. Der Strick mußte sehr gut geknotet werden, da der

Affe einen gewöhnlichen Knoten sehr leicht zu lösen verstand. Der lange Strick gestattete ihm eine ziemlich große Bewegungsfreiheit, und es war rührend, wie unser Monkey jeden Mittag, während wir zu Tische saßen, vor der offenen Thür erschien, sich auf seinen Hinterfüßen aufrichtete und die Hände bittend zusammenschlug wie ein Kind, das „bitte! bitte!“ sagt. Man warf ihm dann gewöhnlich eine süße Frucht zu, die er höchst geschickt mit den Händen auffing und eiligst in den Mund steckte.

Sein bester Kamerad war Phylar, unser Hund. Mit ihm trieb er seine meisten Pössen. Lag Phylar auf dem sonnigen Bordach oder auf der schattigen Veranda, so hüpfte Monkey geschäftig um ihn herum, zupfte ihn am Schwanz oder kraute ihn am Bauch. Gewöhnlich aber machte er auf das Ungeziefer Jagd, das sich im zottigen Fell des Hundes angesiedelt hatte. Mit dem größten Eifer durchsuchte er vor allem die großen Ohrmuscheln, die für den Hund unerreichbar waren, und säuberte diese von den darin nistenden Lebewesen. Phylar rührte sich dabei nicht und empfand es augenscheinlich als eine Wohltat, in dieser Weise von Freundeshand bedient zu werden. Er hatte deswegen auch nichts dawider, wenn der ruhelose Affe auf ihm herumkletterte, über ihn hinweghüpfte und sein Spiel mit ihm trieb. Besonders gern benützte er ihn als Reittier. Phylar schritt da, während Monkey rittlings auf ihm saß, auf der Veranda auf und ab und machte dabei an jedem Galeriepfeiler geduldig halt, während Monkey behend hinaufkletterte und die im Dachgebälk befindlichen Spinnen und andern Insekten herunterholte. Geschwind glitt er dann wieder am Pfosten herab und schwang sich auf den Rücken seines Reittiers, wobei er die lang nachschleifende Schnur, deren Ende am Halsband des Hundes befestigt war, mit der Hand sorgsam in die Höhe hielt und dafür sorgte, daß sie sich nicht verwickelte.

Das Ende unseres Affchens war tragisch. Zu den mancherlei Tieren, die unser Heim bevölkerten, gehörte auch ein Schwarm Bienen. Angelockt von den blühenden Bäumen vor unserem Haus, kam eines Tages ein Schwarm wilder Bienen daher und siedelte sich in unserem Speiseschrank auf der offenen Veranda an. Die Bienen benützten einen klaffenden Spalt an der Thür zu ihrem Flugloch. Geschwind zimmerte ich aus einer leeren Kiste

ein Bienenhaus, bohrte vorn einige Löcher, brachte einen Steg an und bestrich diesen mit etwas Honig. Dann stellte ich das Bienenhaus auf das platte Dach eines Nebengebäudes. In kurzem siedelte der Bienenschwarm dahin über und der Speiseschrank war die unliebsamen Gäste los. Nun geschah es aber, daß die Bienen eines Tages schwärmten und sich in ihrer Aufregung auf alles Getier in der Umgebung stürzten. Der arme Monkey war gegen diesen Angriff wehrlos, denn er saß im Schatten eines Mangobaums und war durch eine am Stamm befestigte Schnur festgebunden. Er kletterte am Baum auf und ab, was aber die Bienen derart reizte, daß sich eine Unzahl derselben auf den armen Kerl stürzten und ihn jämmerlich zerstachen. Es geschah dies alles so schnell, daß man ihm gar nicht schnell genug zu Hilfe springen konnte. In weniger als einer halben Stunde hauchte unser Affchen sein Leben aus, wahrscheinlich infolge von Erstickung, da die Bienen hauptsächlich der unbehaarten und darum unbeschützten Nase stark zugesetzt hatten. So ward das muntere Tier ein Opfer der schwärmenden Bienen.

Noch von manchen andern unserer Tierfreunde könnte ich erzählen: von den Tauben, die in unserem Hausgebälk nisteten, von einem Eichhörnchen, sowie von einem Chamäleon, das in meinem Studierzimmer sein Jagdrevier hatte, von meinem Köhlein, das anfangs allerlei böse Tücke zeigte und mich mehrmals in Lebensgefahr brachte, aber hinterher mein treuer und anhänglicher Gefährte auf meinen Filialreisen ward. Doch obiges möge genügen.

Unsere Feinde.

Es fehlte aber auch nicht an Feinden im afrikanischen Tierreich. Dazu gehörten die Wanderameisen, die uns in endlosen Scharen des Nachts überfielen und alle Hausbewohner, Menschen und Tiere, in Unruhe und Schrecken versetzten, ferner die zerstörungswütigen Termiten und vor allen die unheimlichen Schlangen. Von diesen Feinden sei noch einiges erzählt.

1. Schlangengeschichten.

Welcher afrikanische Missionar wüßte nicht von Schlangen zu erzählen! Es ist das keineswegs ein vergnügliches Kapitel aus seinem Missionsleben; im Gegenteil: er denkt meist nur mit Grauen an das kriechende Gewürm, das ihn wohl auch in Lebensgefahr gebracht hat. Die Schlangen gehörten denn auch in der That zu unsern gefährlichsten und gefürchtetsten Feinden der afrikanischen Tierwelt. Um so mehr darf man mit Dank an den bewahrenden Schutz Gottes zurückdenken.

Unser Haus, eine große Lehranstalt für Negerjünglinge, lag außerhalb der Küstenstadt Christiansborg am Fuß eines Hügel. Ringsum wogte hohes Gras, nur unterbrochen von einzelnen kleinen Gebüsch und unzugänglichen Kaktushecken. Das war ein günstiges Revier für die Schlangen und ihre Brut. Aus ihm hervor krochen des Abends, besonders nach Regengüssen, die unheimlichen Viecher und scheuten selbst die Nähe des Missionshauses mit seinen vielen Insassen nicht. Nie durfte man daher bei Nacht ohne Laterne das Haus verlassen, denn wie leicht konnte man einer buntgefleckten, äußerst giftigen Viper auf dem Wege begegnen, denn auf dem sandigen Fußweg pflegten sie mit Vorliebe ihre nächtliche Wanderung zu tun. Sie bewegten sich dabei so langsam und schwerfällig, daß ich eines Abends bei hellem Mondschein über ein solches Tier hinwegschritt; ich hielt es für eine dürre Palmrippe, und erst im kritischen Augenblick erkannte ich den dunkeln Gegenstand als eine große, armsdicke Viper. Ein andermal stieß ich zu Pferd auf einer kurzen Wegstrecke hintereinander auf drei Vipern, denen mein Kößlein mit mächtigem Sprung zur Seite auswich. Noch gefährlicher als die schwerfällige Viper, die jedesmal eine sichtbare Spur im Sande zurückläßt, ist die sogenannte schwarze Spuckschlange, die von beträchtlicher Länge ist und sich sehr schnell vorwärts bewegt. Beim Angriff richtet sie sich in die Höhe und speit ihr Opfer an. Die Neger behaupten, daß das in die Augen des Menschen gespritzte Gift unfehlbare Erblindung verursache. Tatsache ist, daß es eine starke Entzündung der Augen hervorrufft, der man nur dadurch vorbeugen kann, daß man sofort das Gift energisch aus den Augen spült. Eine solche Spuckschlange griff meine Frau

und mich einmal an, als wir ihr eines Abends unversehens an einem Kreuzweg begegneten, und wir konnten uns nur durch schleunige Flucht vor ihr retten. Einer Spuckschlange kann man nur mit einer Flinte entgegentreten, vorausgesetzt, daß man ein sicherer Schütze ist.

Außer diesen beiden, besonders gefürchteten Schlangen kam auch die Riesenschlange (*Boa constrictor*) vor, aber nur im Buschland, wo sie mir indes lebend nie zu Gesicht kam. An der Küste hatten wir es noch mit allerlei kleineren Arten von Schlangen zu tun, die sich sehr behend bewegten und gewandt kletterten. Sie machten deshalb selbst unsere Häuser trotz ihres hohen Sockels unsicher. So befand sich eines Mittags eine solche von mehr als Armlänge in unserem Schlafzimmer, das im oberen Stockwerk lag. Sie kletterte an der Wand entlang und suchte, als sie sich von oben fallen ließ, hinter den Möbeln einen Schlupfwinkel. Ein beherzter Neger spürte ihr nach, drückte ihren Kopf mit einem Stecken gegen den Boden und packte sie schnell am Genick, worauf er sie im Freien unschädlich machte.

Noch unheimlicher war der Besuch einer ziemlich großen Schlange in meinem ebenfalls im oberen Stockwerk gelegenen Studierzimmer. Ich hatte hier zwei Vogelkäfige mit je einem einheimischen Kanarienvogel. Die Käfige hingen an einer Schnur, die über eine Rolle lief und deren Ende an der Wand befestigt war, von der Decke herab. Eines Abends, als ich von einem Ausgang nach Hause kam, fand ich den einen Käfig leer. Der fröhliche Sänger war daraus verschwunden und doch war der Käfig geschlossen; keine Spur ließ mich vermuten, wie dies zugegangen war. Eine Katze konnte unmöglich den von der Decke hängenden Käfig erreichen und es ließen auch keine herumliegenden Federn auf einen gewaltsamen Tod des Vogels schließen. Wie war das Rätsel zu lösen? Ich sollte darüber nicht lange im unklaren bleiben.

An einem der folgenden Tage ruhte ich wie üblich während der größten Mittaghitze auf dem Sofa. Als ich die Augen aufschlug, sah ich, wie eine mehr als armlange Schlange aus dem obersten Fach des Büchergestells hervorkroch und sich dann auf dem daranstoßenden Fenstergesims, von dem die Aufzugschnur

des zweiten Käfigs herabließ, langsam hinbewegte. Die Schlange hatte somit die Absicht, an der Schnur herab zum Käfig zu gelangen und den darin befindlichen Vogel zu holen. Dasselbe hatte sie offenbar auch bei dem andern Vogel mit Erfolg ausgeführt und das arme Tierlein mit Haut und Federn verschlungen. Sofort sprang ich auf, ergriff einen Stock und wollte ihr zu Leibe gehen. Aber mit einem Ruck warf sich die Schlange zurück und blickschnell verschwand sie hinter den Büchern. Ich rief sogleich einige Schüler herbei, die beherzt daran gingen, die obersten Reihen der Bücher hinwegzuräumen. Es mußte dies mit äußerster Vorsicht geschehen, denn wie leicht konnte das giftige Tier hervorschnellen und auf uns losgehen. Aber unser Suchen war vergeblich. Die Schlange war nirgends zu finden. Wahrscheinlich war sie durch irgend einen Spalt im Gemäuer ins Freie gelangt; ich habe sie auch nie mehr erblickt, aber immerhin war mir der Aufenthalt im Studierzimmer noch längere Zeit hindurch ziemlich ungemütlich.

Ein andermal befand sich eine Schlange zwischen dem Gebälk der Veranda und suchte von da aus in das obere Stockwerk zu gelangen. Da wir ihr nicht beikommen konnten, schütteten wir heißes Wasser durch die Fugen des Bretterbodens, worauf sie sich halb verbrüht fallen ließ und leicht erlegt werden konnte.

Eine unliebsame Überraschung für meine Frau war es, als sie eines Morgens dicht am Haus im Gärtchen an einer Bohnenstange eine lange Schlangehaut hängen sah, die eine Schlange während der Nacht abgestreift hatte. Es war anzunehmen, daß das Tier in nächster Nähe seine Heimstätte hatte; doch gelang es uns nicht, diese aufzuspüren. Eine gnädige Bewahrung erfuhr meine Frau eines Tages, als sie in leichten Hausschuhen neben dem Haus beschäftigt war und plötzlich unter dem einen Fuß sich etwas bewegen fühlte. Als sie den Fuß hob, erblickte sie eine junge, äußerst giftige Viper, um einen Grasbüschel geringelt, auf den sie ihren Fuß gesetzt und damit zugleich die Schlange festgehalten hatte. Auch mir begegnete es einmal, daß ich auf einem schmalen Fußpfad einer Schlange auf das Schwanzende trat und dies erst durch ihr Zischen und Pfauchen wahrnahm. Ein andermal sah ich einer schön gestreiften, in einer Hecke befindlichen Schlange zu, wie sie eben einen Frosch verschlang. Ich

konnte dies in aller Muße tun, denn das Tier ließ sich in seiner Mahlzeit nicht stören. Einen unheimlichen Anblick bot eine kolossale Viper von einigen Metern Länge, die in einem versteckten Winkel des Missionshauses geschossen wurde, nachdem sie eine junge Ziege verschlungen hatte.

So gefährlich die Nachbarschaft dieser unheimlichen Tiere war, gegen die der Mensch einen angeborenen Widerwillen hat, so hat uns doch Gott allezeit gnädig vor ihnen bewahrt, daß sie uns nichts anhaben durften mit ihrem Gift und Geifer. Mit welcher Gewandtheit aber bisweilen Eingeborene sich der gefährlichsten Schlangen bemächtigen und sie unschädlich machen, selbst ohne Feuerwaffe, davon ein Beispiel, von dem ich Augenzeuge war. Es war im Gehöft der Missionshandlung in Ada. Hier lag ein Haufe Kokosnüsse aufgestapelt, zwischen denen sich eine sehr giftige Schlange eingenistet hatte. Die schwarzen Arbeiter eilten mit ihren alten Steinschloßbüchsen herbei und umringten unter großem Geschrei den Haufen Kokosnüsse, sprangen aber, sobald die Schlange ihren Kopf oder Schwanz zeigte, voller Schrecken auf und davon. Schließlicb näherte sich ein junger Neger und begann ohne Furcht und Zagen der Schlange auf den Leib zu rücken. Ruhig, aber vorsichtig entfernte er eine Nuß nach der andern, während sich die Schlange immer weiter zurückzog. Als nur noch wenige Lagen von Nüssen vorhanden waren und die Schlange sich nicht mehr verbergen konnte, streckte der Neger seine rechte Hand über sie aus und strich dabei hin und her. Die Schlange schien die über sie ausgestreckte Hand, die sich ihr dabei von oben her immer mehr näherte, sichtlich zu fürchten, denn sie presste sich gegen den Boden, als ob sie sich in ihn verkriechen wollte. Aller Augen waren mit Spannung auf den furchtlosen Schwarzen und sein Tun gerichtet. Plöszlich fuhr seine Hand nieder und er faßte die Schlange beim Genick, diese sperrte das Maul weit auf und ringelte ihren Leib um den Arm ihres Gegners. Dieser hielt aber das gefährliche Tier in sicherer Hand, bis er ihr mit einem Stück Holz die Giftzähne ausgebrochen hatte. Dann beförderte er sie in ein großes, mit Spiritus gefülltes Glas. Verzweifelt wand sich das Tier im Glase, aber schon nach wenigen Minuten erlahmte seine Kraft und es verendete im Spiritus. Der junge Neger aber ward von den andern

Schwarzen als Zauberer und Schlangenbändiger angestaunt und gepriesen.

2. Ein Angriff der Wanderameisen.

In Westafrika gibt es eine Heeresgruppe, vor der alle lebenden Wesen, Menschen und Tiere, in jähem Schrecken die Flucht ergreifen. Und doch, wie winzig sind diese gefürchteten Mannschaften und wie unscheinbar ihre Waffen! Sie verdanken die Unwiderstehlichkeit ihres Ansturms ihrer gewaltigen Heeresmasse, die nach Millionen zählt, und ihrer wohlorganisierten Angriffsweise, die ihresgleichen sucht. Es ist das zahllose Heer der Wanderameisen, von denen wir reden.

Wenn man auf der Goldküste des Morgens einen Gang ins Freie tut und dabei seine Schritte durch das Dunkel des Waldes lenkt, sei es im Schatten der immergrünen Palmen, sei es unter dem Laubdach mächtiger Waldriesen, da stößt man nicht selten auf einen Zug Ameisen, der in geordnetem Marsch den Weg kreuzt. Man kann ihn ruhig beobachten, sofern man ihn nicht stört; denn unbekümmert und emsig marschiert die endlose Kolonne ihres Wegs. Dabei fällt ihre sorgfältige Ordnung auf. In der Mitte bewegt sich das wimmelnde Volk der sogenannten Arbeiter, nebenher die Soldaten, leicht kenntlich an ihrer etwas größeren Gestalt. Ab und zu scheint ein Offizier die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Richtung der Marschlinie zu bestimmen. Dem Zug entlang laufen im Schnellschritt Eilboten von Abteilung zu Abteilung hin und her, statten den entgegenkommenden Meldeläufers Rapport ab und kehren eiligst wieder zurück. Alles verläuft in größter Ordnung. Und wie endlos lang ist so ein Zug! Man kann wohl eine Stunde, ja zwei Stunden lang das zahllose Heer vorübermarschieren sehen. Doch auf einmal hält der Zug wie auf Kommando, und in den nächsten Augenblicken zerstreut sich das Ameisenheer nach allen Richtungen. Ringsum wimmelt der Erdboden von zahllosen Ameisen, die ihn nach lebendem und totem Getier emsig absuchen. Wehe auch dem Menschen, den seine Schritte unachtsam in den Bereich der bissigen Tiere bringen. Im Nu krabbelt's an seinen Beinen und wütend graben sie ihre Greifzangen in die Haut des Angegriffenen. Nur im schnellsten Trab kann man den von ihnen besetzten

Weg durchspringen. Jedes Tier, und sei es die größte Schlange, die stattlichste Antilope, wird, wenn sie sich überraschen läßt und nicht eilends flieht, von den Ameisen angegriffen und sozusagen mit Haut und Haar verzehrt. Was an Getier hilflos ist und nicht entfliehen kann, ist ihnen eine sichere Beute. In kurzem ist das Opfer mit einer Unmasse von Ameisen bedeckt, die schließlich nur das Skelett, sauber präpariert, übriglassen. Ihre Taktik beim Angriff ist, daß sie dem Getier zunächst durch Nasenlöcher, Augen und Ohrmuscheln in den Körper zu dringen suchen. Sie räumen mit allem Ungeziefer und Aas gründlich auf und damit verrichten sie sozusagen das Amt einer Sanitätspolizei und erweisen sich dadurch als überaus nützlich.

Nicht selten überfallen die Ameisen ein Wohnhaus oder einen Viehstall. In geordnetem Zug marschieren sie ein und durchziehen alle Räume. Durch Schlüßellocher, Tür- und Fensterrißen finden sie unschwer ihren Weg. Auf Kommando zerstreuen sie sich in den einzelnen Räumen und durchsuchen jeden, auch den verborgensten Winkel. Da wird auf einmal alles Ungeziefer, alles Getier lebendig und sucht zu entfliehen. Schwabenkäfer und Motten fliegen umher, Mäuse und Ratten suchen unter angstvollem Quietschen ihren kleinen und doch so erbarmungslosen Feinden zu enttrinnen. Selbst der Mensch muß seine Heimstätte verlassen. Ist ein Wohnraum total gesäubert, so ordnen sich die Ameisen wieder zum Zug und marschieren weiter. Übel kann es dabei auch der Speisekammer ergehen. Hängt dort ein appetitlicher Schinken oder eine Antilopenkeule, so ist davon am Morgen nur noch der sauber abgenagte Knochen übrig. Alle andern Speisen, sofern sie nicht in Fleischresten bestehen, bleiben unberührt. Merkt man noch rechtzeitig die Annäherung der Wanderameisen, so sucht man ihnen wohl den Weg durch glühende Kohlen oder durch brennende Grasbüschel zu verlegen; aber meist geschieht der Überfall so plötzlich, daß die Abwehr zu spät kommt.

Eines Nachts erwachte ich an einem dröhnenden Gepolter. Es war, wie ich sofort erkannte, mein Kößlein, das im Stall heftig auf den Bretterboden stampfte. Da unser Haus außerhalb der Stadt im freien Feld lag und sich der Pferdestall am äußersten Ende der Hofmauer befand, glaubte ich, es strichen Schakale und Hyänen der Mauer entlang und ängstigten das Tier. Schnell

eilte ich mit einer brennenden Laterne zum Stall. Hier sah ich, wie das Pferd unruhig hin und her lief und dabei mit den Hinterhufen hastig nach seinem Bauch schlug, wie um etwas abzuwehren. Als ich mit der Hand an seiner Bauchseite sorgsam hinstrich, merkte ich, daß dieselbe von Wanderameisen bedeckt war. Sofort öffnete ich die Stalltür und ließ das Tier ins Freie, wo es im Gehöft herumgaloppierte und sich seiner Quälgeister entledigte. Jetzt erschien auch meine Frau, die sofort mit mir in den Hühnerstall eilte, um das Geflügel ins Freie zu jagen. Die armen Tiere kletterten angstvoll auf ihren Stangen herum, schlugen mit den Flügeln um sich und wehrten sich verzweifelt gegen die angreifenden Ameisen. Zum Glück kamen wir ihnen noch rechtzeitig zu Hilfe. Nur für die etwa 40 Küchelchen, die sich in ihren Nestern am Boden befanden, war es zu spät. Sie waren bereits mit einer Unmasse von Ameisen bedeckt, so daß man nur einen unförmlichen, schwarzen Haufen vor sich sah. Da war nicht mehr zu helfen, und wir selbst mußten uns schleunigst zurückziehen, denn die unzähligen, am Boden wimmelnden Ameisen griffen unsere bloßen Füße an und wir mußten das Feld räumen. Am Morgen war von den Küchelchen nur noch ihr Gebein übrig. Zum Glück beschränkten die Ameisen ihren Angriff vorderhand auf die Ställe und ließen uns im oberen Stock des Hauses unbehelligt. Dagegen wollten sie nicht aus der nächsten Umgebung des Hauses weichen, bis wir den winzigen Eingang zu ihrem unterirdischen Bau entdeckten, von wo aus sie ihre Raubzüge unternahmen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Bau mit Wasser zu überschwemmen, um unsere Quälgeister los zu werden.

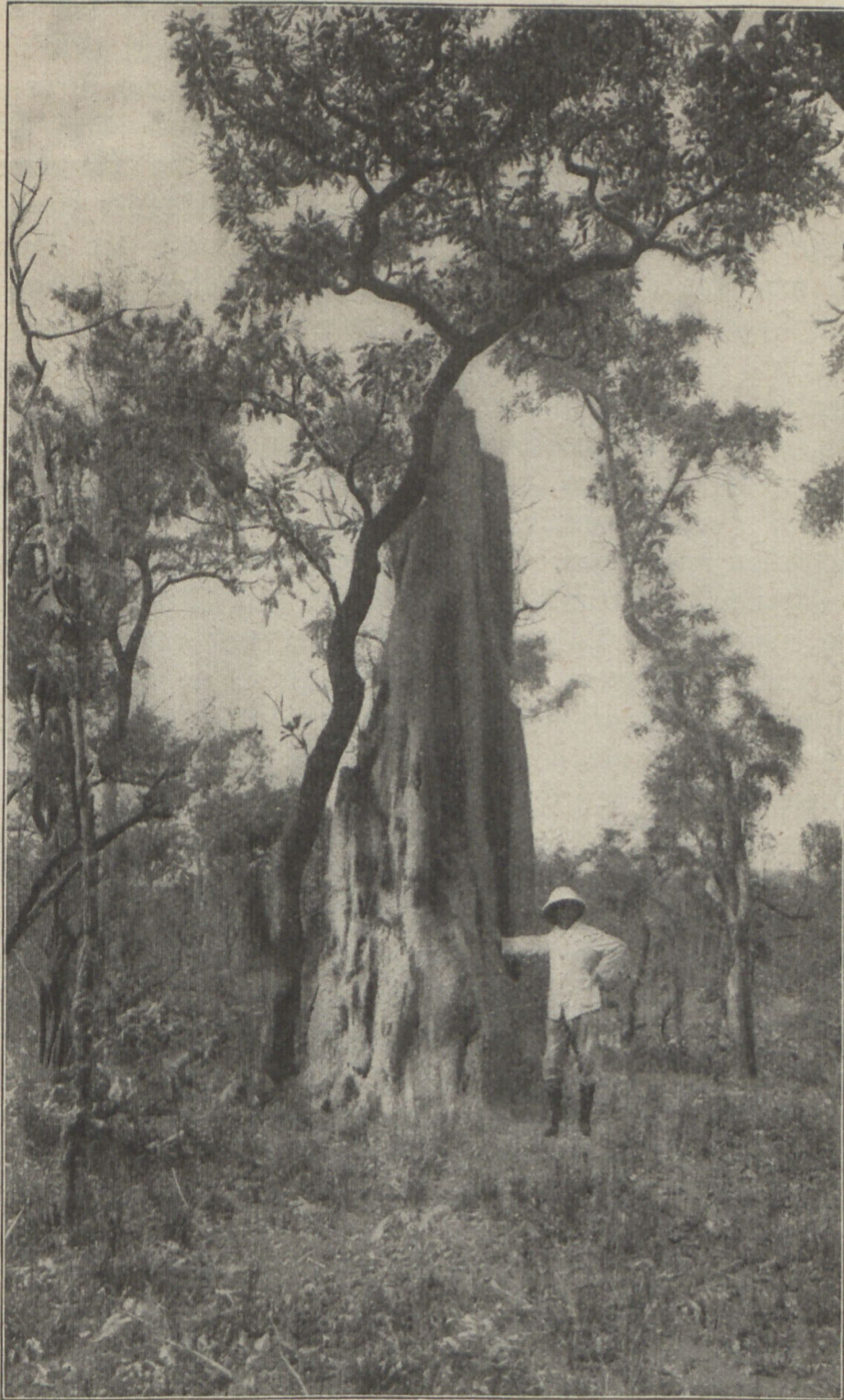
3. Termiten.

Sehr unheimliche Gäste sind die Termiten oder „weißen Ameisen“, wenn sich diese in einem Wohnhaus eingemischt haben. Da ist man nicht sicher, daß einem das Gebäude über dem Kopf zusammenfällt; denn die Tiere zerknagen alles Holzwerk, und zwar derart, daß man von ihrer Zerstörungsarbeit von außen nicht das geringste merkt. So kann das Gebälk äußerlich ganz untadelig erscheinen, während sein Inneres total zernagt ist und nur eine äußere Schale übrigbleibt, die so dünn ist wie Papier.

Die Termiten leben unterirdisch in etwa fünf Meter hohen festen Bauten aus Ton und bilden große Staaten, von denen jede Kolonie eine Königin besitzt, deren enormer Hinterleib bis 80 000 Eier enthält. Sie hat ihren Sitz tief unten im Bau, in einem festen Tongehäuse eingeschlossen, in welchem sich kleine Löcher befinden, durch die die Arbeiter sie füttern und ihre Eier herausholen.

Eigentümlich ist es, daß die Termiten das Tageslicht und die freie Luft ängstlich scheuen und nur im Dunkel ihrer Nahrung nachgehen, womit zugleich die Zerstörung alles Zernagbaren zusammenhängt. Daher das zerfressene Innere eines Balkens, eines Baumes oder irgend eines Holzwerks. Suchen sie aus einer Mauer in ein Möbelstück zu gelangen, so bauen sie während der Nacht eine meist fingerlange Röhre aus Lehm, den sie vorher angefeuchtet und geknetet haben, von der Wand bis zum Möbelstück. Durch diesen Tunnel marschieren sie dann in ungezählten Scharen und gehen von hier aus an ihre Arbeit. So kann das Innere eines Harmoniums, einer Kommode oder eines Kastens in einer Nacht vollständig zerfressen sein. Unter Umständen greifen sie einen Bücherschrank an und arbeiten sich durch eine lange Bücherreihe hindurch, so daß das Innere der Bücher von langen Irrgängen durchzogen ist, während man von außen an den Einbänden nicht das mindeste sieht. Schuhwerk, das am Boden steht und äußerlich nicht den geringsten Schaden zeigt, kann seine Sohlen eingebüßt haben, wenn Termiten darüber geraten sind.

Auch wir, in unserem Heim in Christiansborg, hatten viel unter diesen gefräßigen Tieren zu leiden. Unser großes Anstaltsgebäude war ein Kiegelbau, d. h. es bestand aus Fachwerk, dessen Kiegelwände ausgemauert waren. Über dem Ganzen erhob sich ein plattes Dach aus Asphalt. Da unsere afrikanische Küstengegend kein Bauholz aufwies und dasselbe bei den mangelnden Verkehrswegen von den Negern balkenweise auf dem Kopf aus großer Ferne hätte herbeigeschleppt werden müssen, so war dasselbe vom badischen Schwarzwald auf dem Schiffswege bezogen und zum Schutz gegen die Termiten durch giftige Dämpfe gesichert worden. Doch an diese chemische Zutat kehrten sich diese nicht. Leider erhoben sich in unserer Nähe auf dem freien Felde eine große Anzahl von Termitenhügeln, an deren Beseitigung



Termitenbau.

man unmöglich gehen konnte. So zogen denn auch in kurzem die unliebsamen Gäste in unserem Hause ein. Noch ehe der Bau ganz fertig war und bevor er bezogen werden konnte, hatten sie die zum oberen Stock führende Treppe gefressen, so daß sie in sich zusammenbrach und durch eine andere von einheimischem Holz ersetzt werden mußte. Sie verbreiteten sich dann im Mauerwerk und bearbeiteten das Gebälk und besonders die eichenen Fenster-rahmen. Von außen war nichts zu sehen, und nur des Nachts hörte man das unheimliche Geräusch der nagenden Fresszangen. Eines Tages stellte sich denn auch heraus, daß die Tragbalken, auf denen das eine obere Zimmer ruhte, ringsum ausgehöhlt waren und eine Senkung, wenn nicht gar der Zusammensturz des Zimmers zu befürchten war. Sofort wurden Stützbalken angebracht; aber bis neue Tragbalken von einheimischem Holz eingeschoben werden konnten, waren auch schon die provisorischen Stützbalken angefressen. So war es ein beständiger Kampf mit den unheilvollen Termiten, bis nach und nach alles Balkenwerk durch einheimisches Holz ersetzt war. Aber auch von diesem sind nur gewisse Holzarten vor den Termiten sicher, wahrscheinlich weil ihnen der Geruch oder Geschmack zuwider ist; denn die Härte eines Holzes schreckt sie nicht ab. Sagt man ihnen doch im Scherz nach, daß sie selbst Eisenbalken fräßen.

Wie unheimlich das Zerstörungswerk der weißen Ameisen ist, erfuhr der Besitzer eines mit Gras gedeckten Häuschens in unserer Nachbarschaft. Er mochte wohl wissen, daß die Termiten über ihm im Gebälk und im Dach hausten, aber wie weit sie mit ihrer Arbeit waren, ahnte er nicht; denn nirgends war eine Spur zu sehen. Da, auf einmal, als er sorglos in der Hütte bei seiner Hantierung saß, knistert es bedenklich über ihm. Er schaut auf und sieht die Decke über sich wanken. Flugs eilt er durch die offene Türe ins Freie. Kaum ist er draußen, da stürzt auch schon das Dach prasselnd über den Erdmauern seines Häuschens zusammen und begräbt alles unter sich. Der Neger war ein Christ und wußte, daß er seine Rettung der Bewahrung Gottes zu danken hatte. So dürfen auch die Missionare im Heidenland im Blick auf so mancherlei Gefahren dankend rühmen: In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet!

OKR STUTTGART

Stg117

074 156 6



Für die Sonntagschule

Farbige Missionsbildchen

mit Bibelsprüchen, Liederversen und erklärendem Text auf der Rückseite

Von Anna Oehler

24 Kärtlein (Format 6 × 11 cm)

in perforierten Bogen mit 12 verschiedenen Bildern aus der Missionswelt,
ausgeführt in feinstem Vierfarbendruck.

Preis pro Serie (24 Karten) 40 Pfg., 50 Serien Mk. 19.-,

100 Serien Mk. 36.-.

Diese Fleißkärtchen bringen insofern etwas Neues, als nicht nur der Bibelspruch und der Liedervers mit dem Bild in harmonischer Weise zusammenstimmen, sondern auch jedes Bild in sehr feiner Weise erklärt wird. Diese Bild-Erklärungen sind in kindlichem Plauderton gehalten, mit viel Liebe und Verständnis für Kinderherzen geschrieben und erhöhen den Wert dieser in seltener Farbenpracht wiedergegebenen Missionsbilder. Jeder, der in irgend einer Weise mit Kindern zu tun hat, sollte sich eine größere Anzahl dieser „Fleißkärtchen“ kommen lassen, sie werden überall Freude bereiten und in reichem Maße dazu beitragen, daß schon in Kinderherzen die Liebe zur Mission hineingepflanzt wird.

Evang. Missionsverlag G. m. b. H., Stuttgart u. Basel